

sionen Raumbezug, politische Zielfunktionen und Publikumsebene. Europäische Öffentlichkeit wird als Interaktionsraum beschrieben, in dem Bürger und politische Eliten Probleme verhandeln. Die Diskurse führen nicht notwendig zu einem Konsens, sondern lassen sich als Prozesse kollektiven Lernens begreifen. Europäische Öffentlichkeit liegt nach diesem Konzept dann vor, wenn das Publikum, das Bestandteil der themen- und ereignisbezogenen Teilöffentlichkeiten ist, seine Betroffenheit in europapolitischen Fragen wahrnimmt und in entsprechende Diskurse eintritt. Damit rückt Lingenberg die alltägliche Relevanz von Europa für das Publikum in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen.

Die Ausführungen zu Dewey und die Entwicklung des dreidimensionalen Konzepts pragmatischer Öffentlichkeit sind im Verhältnis den Abschnitten zur empirischen Umsetzung sehr umfangreich geraten. Während das Konzept der Publikumsorientierung weiterführend ist und so bislang nicht reflektiert wurde, enthalten die Überlegungen zum Raumbezug sowie zu den politischen Zielfunktionen keine wirklich neuen Ideen, die den Umfang der Ausführungen rechtfertigen würden. Außerdem spielen diese beiden Dimensionen in der empirischen Studie kaum eine Rolle. Diese vergleichsweise umfassenden theoretischen Überlegungen, von denen nur ein kleiner Teil auch empirisch umgesetzt wurde, erklären sich vermutlich aus der Genese des Bandes. Es handelt sich um die gekürzte Fassung von Lingenbergs Promotionsschrift, die sie 2008 an der Universität Erfurt eingereicht hat.

Problematisch ist die ausschließlich öffentlichkeitstheoretische Fundierung, da es im Kern um die Aneignungsprozesse und die Anschlusskommunikation des Publikums geht. Die Berücksichtigung der alltäglichen Relevanz europapolitischer Fragen für das Publikum ist zwar originell und zielführend im Kontext europäischer Integration im Allgemeinen und der Herausbildung einer europäischen Identität im Besonderen. Öffentlichkeitstheoretische Konzepte sind aber wenig geeignet, um Nutzung und Rezeption in nicht-öffentlichen Kontexten zu erklären. Die Ausweitung des Öffentlichkeitsbegriffs auf die zumeist nicht-öffentliche Anschlusskommunikation hätte hier ausführlicher diskutiert werden müssen.

Die empirische Studie untersucht die Wahrnehmung und Verarbeitung der Debatte zur Europäischen Verfassung durch das Publikum. In qualitativen Interviews mit 72 Bürgern und Bürgerinnen in Deutschland, Frankreich und Italien untersucht sie die Wahrnehmung der

Betroffenheit durch die Verfassung bzw. durch die gescheiterten Referenden sowie die daraus resultierende Anschlusskommunikation, die länderübergreifende Konvergenz von Themen und Argumenten sowie die kulturellen Differenzen zwischen den drei Untersuchungsländern. Die Ergebnisse sind kaum überraschend, da sie dem meist auf Medieninhaltsanalysen beruhenden Forschungsstand zu themen- und ereigniszentrierten Teilöffentlichkeiten wenig hinzufügen. Vor allem Konflikte und Krisen bilden Anlässe für grenzüberschreitende Kommunikation, die Themen und Argumente konvergieren zwischen den untersuchten Ländern bei gleichzeitig stabilen nationalstaatlich oder kulturell geprägten Sichtweisen. Damit weicht die europäische Publikumsöffentlichkeit nicht grundsätzlich von der europäischen Medienöffentlichkeit ab. Hier fehlen leider Überlegungen zu den erwarteten Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen Medien- und Publikumsöffentlichkeit. Schließlich erscheint es wenig plausibel, dass das Publikum angesichts der mangelnden Primärerfahrung ganz anderen Aspekten Relevanz zuweist als deren mediale Informationsquellen. Positiv hervorzuheben ist allerdings, dass eine mögliche empirische Umsetzung exemplarisch vorgeführt wurde und dass die Befunde durch die vielen Zitate aus den Interviews eine große Plastizität erhalten.

Insgesamt ist der Band sowohl für Einsteiger als auch für Fortgeschrittene im Bereich Europäische Öffentlichkeit ein Gewinn. Das liegt allerdings nicht so sehr an den wenig überraschenden Befunden der empirischen Studie, sondern vielmehr am ersten und zweiten Teil des Bandes. Lingenberg gibt einen gut strukturierten und umfassenden Überblick über den Stand der Forschung und bringt vor allem durch den Rekurs auf Dewey klassische Konzepte wieder auf die Tagesordnung. Besonders verdienstvoll ist die Erweiterung der Perspektive auf das Publikum.

Christiane Eilders

### **Tilmann Sutter**

#### **Medienanalyse und Medienkritik**

Forschungsfelder einer konstruktivistischen Soziologie der Medien

Wiesbaden: VS, 2010. – 232 S.

ISBN 978-3-531-16910-1

Der Autor versammelt hier 16 Aufsätze zu einer konstruktivistischen Theorie der Mediensozialisation, die die Bezüge zwischen Interaktion, Kommunikation, Massenkommunikation und

der Interaktivität neuer Medien freilegen will und sich im kontemporären Rahmen der Mediengesellschaft entwickelt. Der Autor entwirft ein Modell von drei Ebenen, auf denen Medienangebote, das Mediensystem und die Ebene der Aneignungsprozesse unterschieden werden. Das ist ein anspruchsvolles Programm.

Das selbstreferentiell operierende Mediensystem, das die durch dessen Operationen erzeugte Medienwirklichkeit einschließt und nach Aufmerksamkeit selektiert, bildet Bezugspunkt und Basis der Analyse. Daran knüpft Sutter Exkurse zur Medienwirkung, zur Medienkritik und zur Aneignung von Medienangeboten an: „Die Einsicht, dass Medienangebote nicht an sich wirken, sondern individuell und sozial unterschiedlich genutzt und gedeutet werden, verdeutlicht, dass Medienangebote oftmals erst im sozialen Gebrauch bedeutsam werden“ (23).

Das Thema struktureller Kopplung von Massenkommunikation, Anschlusskommunikation und Rezeption ist ein weiteres großes und wichtiges Thema, das der Autor gründlich ausleuchtet (38ff., 49ff., 82ff.) und das gleichzeitig verdeutlicht, wie anforderungsreich das theoretische und methodische Instrumentarium einer Medientheorie mittlerweile gehandhabt werden müssen. Die von Talcott Parsons begonnene Klärung von „gesellschaftlicher Differenzierung und Integration“ (84) führt in konstruktivistischer Sicht auf die Erkenntnis, dass neben der Geschlossenheit autopoietischer Systeme deren Offenheit, symbolisiert durch Prozesse der strukturellen Kopplung, erhalten bleibt. „Das ist möglich, weil (soziale und psychische Systeme) in einem gemeinsamen Medium operieren, nämlich Sinn [...]. Kommunikation und Bewusstsein konnten sich in einem Prozess der Ko-evolution nur zusammen ausbilden und zwar als unterschiedliche Formen der Reproduktion von Sinn“ (85). Sutter unterscheidet hier drei Arten struktureller Kopplung, nämlich Inklusion, Sozialisation und Integration. Letztere bezieht sich allerdings nicht auf die Integration von psychischen Systemen in soziale Systeme (etwa durch die Sozialisation durch Massenkommunikation), sondern auf abstrakterer Ebene auf die strukturelle Kopplung von sozialen Systemen.

Exemplarisch soll hier das Thema Glaubwürdigkeit (108ff.) herausgegriffen werden: Der Verfasser zeigt, wie die funktionalen Teilsysteme mit je eigenen Moralvorstellungen umgehen, die sie, vor allem in der Politik, als Vereinfacher nutzen und darüber öffentlichen Konsens einwerben: „In rasch zunehmendem Maße wird Politik zur symbolischen Politik, zu

einer strategischen Form politischer Kommunikation, die nicht auf Verständigung zielt, sondern durch Sinnestäuschung Erfolgsgeschichte produzieren will“ (108). Das gelingt auf der Basis von Glaubwürdigkeit, deren Befestigung wiederum auf Aufmerksamkeit angewiesen ist. Oder auf das aktuelle politische Geschehen bezogen: Der Fall zu Guttenberg konnte deswegen zum Fall des zu Guttenberg avancieren, weil die mediale Täuschung (immer noch) schwächer wiegt als die Extinktion des systemischen Codes wahr/unwahr des Wissenschaftssystems.

Von besonderem Interesse ist die Auseinandersetzung mit Kommunikation und Massenmedien einerseits und Interaktion und Interaktivität des Internet andererseits (154ff.). Der Verfasser unterscheidet drei Formen von Kommunikation: a) Kommunikation (im klassischen Verständnis wechselseitiger Anwesenheit für zwei oder mehr Kommunikanten), b) die Massenkommunikation und c) die Netzkommunikation des Web 2.0 im Internet. Jenseits aller Euphorie, die bei Medieninnovationen immer die Begleitmusik abgegeben wird die Netzkommunikation eher kritisch gesehen. Das macht sich an den Antropomorphismen (etwa: der Bildschirm als „Fenster zur Welt“, die Fernsehkamera als „Auge“, der PC als „Interaktionspartner“) fest, aber auch an der überbordenden Nutzungseuphorie – nicht anders als früher beim Handy und jetzt bei dessen Nachfolgern. Gleichwohl bleibt die Distanz der Netzkommunikation erhalten: Chats sind zwar Kommunikation mit beträchtlicher Nähe und Lebendigkeit, aber sie sind eben doch nur „schriftlich geführte Gespräche“ (162).

Es ist kein Zufall, dass der Begriff der Medienkompetenz, der seit Web 2.0 ein ganz anderes Gewicht bekommen hat, hier neu und umfassend verhandelt wird (167ff.). Kompetenzen wie etwa Medien verstehen, Medien beherrschen, Medien verwenden, Medien gestalten und Medien bewerten, stehen längst an, sich zu basalen Kompetenzen für die Mediengesellschaft selbst zu mausern, ohne die die Welt künftig nicht mehr sinnvoll erlebbar sein wird.

Alles in allem liegt hier eine Publikation vor, die nicht nur wesentliche Themen der Mediengesellschaft in anspruchsvoller Weise entfaltet, sondern auch Desiderate, Baustellen und wichtige Kontroversen freilegt.

Die hier versammelten kommunikationswissenschaftlichen Inhalte werden auf sehr hohem Niveau verhandelt. Das ist anregend, aber es ist der Rezeption nicht eben freundlich gesinnt. Das Gleiche gilt formal für die viel zu kleine

Schrift. Die diskutierten Inhalte hätten eine bessere inhaltliche und formale Adaption verdient.  
Klaus Merten

**Tilmann Sutter / Alexander Mehler (Hrsg.)  
Medienwandel als Wandel von  
Interaktionsformen**

Wiesbaden: VS, 2010. – 289 S.  
ISBN 978-3-531-15642-2

Es war Mitte der 1990er Jahre, da trafen sich Kommunikationswissenschaftler und Soziologen in der kleinen Bibliothek des Hans-Bredow-Instituts an der Universität Hamburg und dachten über die interaktiven Medien nach. Interaktion, dieser vor allem aus der Face-to-Face-Situation heraus entwickelte Grundbegriff der Soziologie, wurde hinsichtlich notwendiger Modifikationen befragt. Anlass waren zunehmende Hinweise auf veränderte Beziehungsformen in der modernen Gesellschaft, deren Ursache man in der vermehrten Nutzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien sah. Gut zehn Jahre später erschien in der Fachzeitschrift *Medien & Kommunikationswissenschaft* der Beitrag „Interaktivität – Ten Years After“, in dem erneut technologische Entwicklungsschübe Anlass für eine Diskussion des Begriffs waren. Nunmehr liegt ein weiterer Sammelband vor, in dem eine Vielzahl thematischer Bezüge zusammengefasst werden, nämlich der Band „Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen“, herausgegeben von Tilmann Sutter und Alexander Mehler. Offensichtlich handelt es sich dabei nicht um ein Modethema. Eine durchgängig wiederzufindende Frage bleibt jene nach der Qualität von Interaktionen und wem was an Leistung und/oder Herausforderung zugeschrieben werden kann. Auf der einen Seite wird dabei die Liste der Fragen und Probleme immer länger, während zugleich die Innovationen in immer kürzeren Schritten auf sich aufmerksam machen. Andererseits wird auch immer wieder deutlich, dass das vermeintlich Neue vielleicht gar nicht so neu ist und sich bereits Beobachtetes in einer neuen Umgebung wiederfindet, aber gleichwohl mit anderen Nuancen und Facetten.

Während diese Buchbesprechung verfasst wurde, wurde in diversen Meldungen der Sieg eines Supercomputers im Rahmen eines dreitägigen TV-Quiz-Turniers beschrieben und diskutiert. Der Computer als Vertreter der künstlichen Intelligenz erwies sich im Laufe dieses Duells gegenüber seinen „natürlichen“ Konkurrenten als ausgesprochen lernfähig und

konnte mit zuweilen „bestechender Präzision“ (chip-online, 17.02.2011) Antworten zu Figuren der modernen Trivialkultur geben. Wie wären unsere Urteile wohl ausgefallen, hätten wir diese TV-Show nur am Hörfunk verfolgen können? Hätten wir Maschine und Mensch auseinanderhalten können? Der englische Mathematiker Alan Turing hätte es vielleicht als Beleg für seine Prognose gewertet, dass im Jahr 2000 Computer in der Lage sein werden, den Menschen über ihr Maschinenwesen zu täuschen. Der von ihm Anfang der 1950er Jahre vorgeschlagene Turing-Test hat die Forschung zur künstlichen Intelligenz also offenbar beflügelt. Er wird hier erwähnt, weil auch die „artistische Interaktivität“ (S. 12) in diesem Band eine Rolle spielt (Beitrag von Alexander Mehler). Elf Beiträge, ergänzt durch eine hinführende Einleitung, erörtern mit unterschiedlicher Nähe zum Rahmenthema den „tiefgreifenden Medienwandel“ (S. 15), der sich vor allem als Ergebnis einer medienbasierten Vernetzung (vgl. S. 8) beobachten lässt. Eine Vielzahl von Disziplinen ist in diesem Band repräsentiert und gibt ihm daher auch ein „ausgeprägtes interdisziplinäres Profil“ (S. 9). Wikipedia, Web Mining, Community, Open Access – das Vokabular des 21. Jahrhunderts ist vertreten. Nach Auffassung von Sutter und Mehler sind es vor allem zwei Perspektiven, die eine besondere Rolle spielen: „Der historisch, vergleichende Blick auf den Medienwandel ist für eine realistische Einschätzung dieser Entwicklung hilfreich, der innovative, nach vorn gerichtete Blick, der auf vertraute Begriffstraditionen und Abgrenzungen versuchsweise in Frage stellt, ist notwendig, um die gewandelten Verhältnisse erfassen zu können.“ (S. 15) Hier sollen wenige Beispiele exemplarisch herausgegriffen werden:

In ihrem Beitrag „Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen in frühen europäischen Medienkulturen“ analysiert Lore Benz das antike Theater als eines der frühen Massenmedien des europäischen Kulturraumes. Begriffe, die heute im Zuge einer Diskussion von Mitmach-Medien wieder häufiger auftauchen, spielen auch für die Interaktionen zwischen dem Sender und den Adressaten in diesem Kontext eine wichtige Rolle. Das Bühnenspiel wird als Massenmedium vor dem Buchdruckzeitalter eingeführt, und bezüglich des Publikums kann man erfahren, „dass die Zuschauer in der genannten Art während des Mimenspiels mit den Schauspielern interagierten“ oder „nach dem Erlernen der Mimentechiken gleich selbst die Mimenbühnen bestiegen.“ (S. 25) Gleiches mag heute durchaus auch für Casting-Shows und andere Formate gelten. „Was, wenn wir alle nur